



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Falks Brief in Süddeutschland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Falks Brief in Süddeutschland.

Es ist eine aller Orten gemachte Erfahrung, daß Minister, so lange sie in Amt und Würden sind, von den Gegnern der Regierung als freiheitsfeindlich, sachlich uneingeweiht, unpraktisch u. s. f. bezeichnet und demgemäß aufs heftigste angegriffen werden. Sowie aber ihr Name in das Zeichen des friedlichen „a. D.“ rückt, ändert sich die Sachlage; der Minister ist — wenn seine Geschichte es irgend zuläßt — der besten einer gewesen, und durchaus unbrauchbar ist nur — sein Nachfolger. Wir erinnern an Herrn Hobrecht. Trotzdem daß der Berliner Oberbürgermeister der liberalen Partei näher als der konservativen stand, waren doch fast alle „wahrhaft liberalen“ Blätter, obwohl ihnen von einer finanzpolitischen Untüchtigkeit Hobrechts absolut nichts bekannt war, darin einig, daß die Wahl des Reichskanzlers eine sehr wunderbare wäre. Eine kurze Zeit ist vergangen, da tritt Hobrecht zurück. Wäre er nun ein rechter echter Konservativer gewesen, so hätte man vielleicht eine Ausnahme von der allgemeinen Regel gemacht und gesagt: „Aha, da seht ihrs! Er hat seine Stelle nicht ausfüllen können.“ So aber war es „politisch taktischer“ gehandelt, der Regel treu zu bleiben, und in dem großen rheinischen Weltblatte konnte man lesen, daß, wer Hobrecht nur gekannt habe, davon durchdrungen gewesen sei, daß er zum Finanzminister geboren sei. Anders war es mit Herrn Dr. Falk. Mit Freuden von liberaler Seite gleich begrüßt, wurde er, mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen, auch von ihr unterstützt, und wenn er der religionsfeindlichen liberal-jüdischen Presse oft in seinen Maßnahmen nicht weit genug ging, so gab man sich schließlich doch mit den Abschlagszahlungen zufrieden, die man im Kulturkampfe erhielt. Da kam nach einer langjährigen, vielfach sehr segensreichen Wirksamkeit auch sein Tag. Er trat zurück — und überall opferte man dem Mayne Weihrauch, der selbst — so paßte es in die Parteitaktik — als Opfer seines Prinzips gefallen sein mußte; er wurde heilig gesprochen, wurde gefeiert, wie die Ultramontanen kaum einen ihrer exilirten Bischöfe gefeiert haben. Galt es doch, Dr. Falk in einen Gegensatz zu stellen zum Fürsten Bismarck!

Bis dahin war man auch in Süddeutschland geneigten Herzens gefolgt und hatte gern mit eingestimmt in das Lob eines Ministers, dessen entschiedenes und mannhaftes Vorgehen für die freie Entwicklung unsrer kulturellen Verhältnisse so bedeutungsvoll geworden war, der den Anmaßungen eines begehrlichen Priesterthums, gegenüber den unveräußerlichen Rechten des Staates, ein energisches Halt entgegengerufen hatte. Die Liberalen Süddeutschlands aber hatten Dr. Falk verehrt als einen Bundesgenossen des Reichskanzlers, und

Fürst Bismarck genießt hier trotz allen Gegensatzes, welcher zwischen dem süddeutschen Wesen und dem spezifischen Preußenthum besteht, eine Popularität, von der sich die redaktionelle und parlamentarische Schulweisheit des norddeutschen Liberalismus nichts träumen läßt. Daher trennten sich beim Rücktritte Falks alsbald die Wege der norddeutschen und der süddeutschen Liberalen. Ohne daß man die Bedeutung der Stelle des Kultusministers im preussischen Ministerium auch für das Reich verkannte, war man doch weit entfernt, von vornherein zu glauben, daß mit dem Wechsel in der Person auch ein Wechsel des Systems verknüpft sei. Einen treuen Ausdruck fand diese allgemeine Stimmung in der Presse. Die drei maßgebenden Blätter Baierns, Württembergs und Badens traten den Reaktionsprophezeiungen ihrer Berliner, Magdeburger und Frankfurter Kolleginnen aufs entschiedenste entgegen und sprachen es wiederholt aus, daß das Vertrauen zum Fürsten Bismarck in Süddeutschland ein unbedingtes sei. Daß aber auf den Gebieten der Schule und Kirche in einigen Beziehungen Wandel geschaffen werden müsse, und daß die Reichs- und speziell die preussische Regierung durchaus noch nicht reaktionären Anwendungen folge, wenn sie das thun, dieser Einsicht verschloß man sich dabei ausgesprochener Maßen nicht.

So standen die Dinge bei uns, als der bekannte Brief des zurückgetretenen Staatsmannes erschien und alsbald bis ins kleinste Dorf hinein in seinem Wortlaute verbreitet wurde. Die Freude über dieses Schreiben war auf liberaler Seite natürlich groß, um so größer, als der neue Kultusminister bisher einen greifbaren Grund für Reaktionsbefürchtungen noch nicht geboten hatte, auf den Lauerischen Fall aber nur die Hochsten, denen vor dem religiösen Gesühle anderer jegliche Achtung abhanden gekommen war, sich beriefen. Jetzt war die Reaktion klar und deutlich signalisirt, ihr Hereinbruch konnte kaum eine Frage der Zeit sein, ja der eiserne Kanzler mußte sich wohl schon das Büßerhemde angethan haben, wenn sein Freund und Kampfesgenosse den Gang nach Canossa in so wahrscheinliche Aussicht stellen konnte. Wozu brauchen wir noch weiter Zeugniß? Falk sagt es ja! Und mußte er nicht fest von der Nähe der Gefahr überzeugt sein, wenn er gerade in dem Augenblicke den Schlachtruf ins Volk rief oder doch rufen ließ, als dasselbe durch die Wahlen Zeugniß ablegen sollte, ob es mit seinem Vertrauen zu Bismarck stehe oder zu Lascker und Richter? Es ist bekannt, wie die Berliner Meute sich auf den unseligen Brief stürzte, wie sie Falk — *horribile dictu!* — als einen der Ihrigen ausrief, wie ihn die semitische Gemeinde zu Berlin als ihren Propheten auf den Schild hob! Auch in Süddeutschland hallte der Lärm leise wieder, aber nur leise. Ein nationalliberales Organ Lasckerscher Richtung in Frankfurt a/M. brachte einen Wahlaufruf mit der verlockenden Ueberschrift: „Auf die Schanzen!“ und verstieg sich dabei zu dem

Sage, es müßten gewählt werden selbständige, zuverlässige, entschieden liberale Männer, die kräftig und entschlossen seien, der Reaktion einen Damm entgegenzusetzen, und dem Reichskanzler die Ueberzeugung beizubringen, „daß er diesen Gang nach Canossa um der Ehre und des Ansehens unseres Staates und seiner selbst willen vermeiden muß“. So schrieb man in dem Ex-Wahlkreise Laskers, und wahrlich Laskers würdig, kurz vor der Wahl, und einige Amtsverkündiger in Baden, wo ja die Wahlmännerwahl ebenfalls dicht vor der Thür stand, druckten es nach. Aber welches Mißgeschick! Unglücklicherweise mahnte man den Schöpfer des deutschen Reiches, den treuesten Schutz und Schirm seiner Ehre und seines Ansehens gerade in den Tagen so bescheiden an seine Pflicht, wo er in Wien einen neuen Beweis ablegte für die Ueberflüssigkeit solcher Laskerei, als er durch den neuen großartigen Erfolg seiner Politik zeigte, daß er heute wie je für die Ehre und das Ansehen Deutschlands unermüdblich thätig ist, als er sich durch diese patriotische That von neuem die Herzen auch der süddeutschen Bevölkerung eroberte. Von neuem wurde man durch die Thatfachen daran erinnert, daß es eine Nichtswürdigkeit sei, diesem Manne die Unterstellung zu machen, als könne er überhaupt anders handeln wollen, als wie es dem Ansehen und der Ehre des deutschen Reiches zuträglich ist. So wurde denn Falks Brief bei uns nicht nur von Seiten der Bevölkerung mit Gleichgiltigkeit und Kopfschütteln aufgenommen, auch die Presse verhielt sich abweisend. Der „Schwäbische Merkur“ antwortete mit einem Si tacuisses, die „Badische Landes-Zeitung“, die bei der Kulturkampfmanie der badischen Liberalen noch am ehesten Anlaß gehabt hätte, in das Berliner Horn zu blasen, wies einfach darauf hin, daß der Falkschen Befürchtung jede thatsächliche Begründung fehle, und ebenso erklärte sich die süddeutsche Presse gegen das fortgesetzte Reaktionsgeschrei der Berliner Presseleitung. Man ist hier eben des Kulturkampfes herzlich müde, man fühlt heraus, daß doch etwas zu rücksichtslos vorgegangen worden ist, daß man mehr verletzt hat, als nöthig war, daß man den Teufel auszutreiben gesucht durch Beelzebub. Wo sich noch ein Paar Hände falteten, da kamen unsere liberalen Flachköpfe mit dem Lächeln geistiger Ueberlegenheit und gossen Spott aus über den Pietismus; und Pietismus war für sie alles, was über die materialistischen Grenzen der Endlichkeit hinausreichte. Man entrüstet sich jetzt über die „Judenheze“. Sie ist aber das ganz natürliche Reagiren des beleidigten Volksgewissens, sie ist die Gegenregung des christlich-germanischen Geistes gegen das überwuchernde Judenthum — nicht gegen das des Bekenntnisses, sondern gegen das der Gesinnung. Sie ist ein Zeichen, daß das deutsch-christliche Element uns von den semitisch-kosmopolitisch-materialistischen Strebungen noch nicht völlig unterwühlt

ist. Man bilde sich nur nicht ein, daß der Judenhaß in die Massen künstlich von Einzelnen hineingetragen werde; herausgewachsen ist er aus den Massen: er ist die natürliche Fortsetzung des sogenannten Kulturkampfes.

Politische Briefe.

21. Das neue Abgeordnetenhaus.

Die Wahlen vom 7. Oktober, in allen Zeitungen war es zu lesen, sind ebenso überraschend für die Regierung wie für die Liberalen gewesen. Die eine Seite hatte ihren Sieg, die andere ihre Niederlage nicht vorausgesehen, und auf Seiten der Regierung wenigstens hat man daraus kein Hehl gemacht. Nun kommen die Erklärungen und die Nutzenwendungen. Was die Erklärungen betrifft, so hören wir allerlei von konservativem Hauch, von reaktionären Strömungen im Volke, von Einfluß der Regierungsmaschinerie, von liberaler Lässigkeit, Entmutigung u. s. w., alles Dinge, von denen nichts oder wenig vorhanden, und die besten Falls den Kern der Sache nicht berühren. Ein Punkt ist vor allem klarzustellen: Diese Wahlen bedeuten nicht im geringsten einen konservativen Parteisieg trotz der 163 von wirklichen oder sogenannten Konservativen erlangten Mandate. Die Wählermasse hat so wenig wie jemals Sympathie oder Verständnis für die konservative Parteidoktrin mit ihren Schrullen und Unklarheiten, die unsicher schwankt zwischen alten Absurditäten und noch nicht entdeckten Entwürfen. Nein, diese Wahlen sind ein Vertrauensvotum für den Fürsten Bismarck, ein solches im höchsten Maße, nichts anderes und nichts daneben. Es ist eine der Selbsttäuschungen, die mit dem Wesen des Liberalismus zusammenhängen, zu wähnen, die große Menge des Volkes aller Bildungsstufen sei jemals auf die Dauer für politische Ideale, schlechte oder gute, zu erwärmen. Ein Volk ist entweder zufrieden, seines staatlichen und gesellschaftlichen Besitzes froh, oder auch es empfindet, indem es noch große Wünsche hat und in einer lebhaften politischen und gesellschaftlichen Bewegung begriffen ist, ein starkes Vertrauen zu einer erfolgreichen Führung. Dies sind die glücklichen und gesunden Fälle. Die anderen Fälle sind die, wenn ein Volk von der Unhaltbarkeit seiner Zustände sich mehr und mehr überzeugt, zugleich aber auch das Vertrauen in den Willen und die Fähigkeit seiner Regierer verliert. Dann ist es auf dem Wege, mit Ärzten aller Systeme Versuche anzustellen, und unter den Händen, in die es geräth, können sehr schlimme